

MANESSE BIBLIOTHEK DER WELTLITERATUR



WILLA CATHER

Schatten auf dem Fels

Roman

*Aus dem Amerikanischen übersetzt
von Elisabeth Schnack*

Nachwort von Sabina Lietzmann

MANESSE VERLAG
ZÜRICH

Vous me demandez des graines de fleurs de ce pays. Nous en faisons venir de France pour notre jardin, n'y en ayant pas ici de fort rares ni de fort belles. Tout y est sauvage, les fleurs aussi bien que les hommes.

Québec, le 12 août, 1653

*Marie de l'Incarnation
Lettre à une de ses sœurs¹*

ERSTES BUCH

Der Apotheker

I

An einem Nachmittag gegen Ende Oktober des Jahres 1697 stand Euclide Auclair, der Apotheker und Philosoph von Quebec, oben auf dem Kap Diamant und blickte auf den breiten, leeren Strom tief unter ihm. Leer schien er deshalb, weil vor einer Stunde hinter der grünen Insel, die den Sankt-Lorenz-Strom in zwei Arme teilte, entschwindende Segel noch einmal aufgeleuchtet hatten und damit das letzte der Sommerschiffe aus Frankreich die lange Heimfahrt antrat.

Solange die «Bonne Espérance»² noch in Sicht war, hatten viele von Auclairs Freunden und Nachbarn ihm auf der Hügelkuppe Gesellschaft geleistet; doch als der letzte weiße Zipfel um die Uferbiegung geglitten war, kehrten sie in ihre Läden oder in ihre Küchen zurück und wandten sich wieder den unerbittlichen Forderungen des Alltags zu. Acht Monate lang würde die französische Kolonie auf diesem Fels im Norden nun gänzlich von Europa und der Welt abgeschnitten sein. Jetzt war es Oktober, kein Segler würde vor Juli nächsten Jahres die breite

Wasserstraße heraufkommen. Keine Vorräte, kein Wein und kein Fass Mehl, weder Schießpulver noch Leder oder Tuch oder Eisenwaren. Nicht ein einziger Brief – keine Nachrichten über das, was zu Hause vor sich ging. Es mochten neue Kriege, Überschwemmungen, Feuersbrünste und Seuchen wüten, doch die Siedler würden nicht eher davon hören als im nächsten Sommer. Manchmal sagten die Leute, wenn König Louis sterben sollte, würde der Minister die Nachricht durch englische Schiffe, die während des ganzen Winters New York anlaufen konnten, herüberschicken, und die holländischen Händler in Fort Orange würden dann Kuriere nach Montreal senden.

Der Apotheker blieb noch lange, nachdem seine Mitbürger an ihre Arbeit zurückgekehrt waren, auf der Felskuppe; ihm fiel diese Trennung von der übrigen Welt von Jahr zu Jahr schwerer. Es war gewiss seltsam, dass ein Mann von seiner sanften und nachdenklichen Art, der in der Stadt aufgewachsen und in seinen Gewohnheiten so traditionsgebunden war, hier auf dem grauen Felsen in der kanadischen Wildnis stand. Kap Diamant war der höchste Grat der befestigten Klippe, die «Kebec» genannt wurde – eine dreieckige Landzunge, die sich keilartig zwischen die

Vereinigung zweier Flüsse schob und von dem größeren wie in einer Umarmung gehalten wurde. Unmittelbar unter ihm lag die französische Festung – verstreute Turmspitzen und Schieferdächer, die in der prächtigen Herbstsonne aufblinkten; die kleine Hauptstadt, die damals in Europa Gegenstand so manchen Gesprächs und so manchen phantastischen Traumes war.

Auclair fand, diese auf dem Felsen thronende Stadt glich ganz und gar den künstlichen kleinen Bergen, die man in den Kirchen als Schauplatz für die Geburt Christi aufbaute; Berge aus Pappe voller Klippen und Felsenriffe und Höhen, um all die Figuren auf dem Weg zur Krippe zu beherbergen; Engel und Hirten und Reiter und Kamele klotzten Anhöhen hinauf oder bargen sich in Grotten oder wimmelten unten am Fuße des Hügels.

Beraubte man diese Vorstellung ihrer orientalischen Buntheit, so konnte man auch hier einen solchen Bergfelsen vor sich sehen, der geschickt mit Kirchen, Klöstern, Befestigungen und Gärten bebaut war, die sich den natürlichen Unebenheiten des Vorgebirges anpassten, auf dem sie standen; manches oben, anderes unten, einiges ragte von einem Vorsprung auf, anderes schmiegte sich in Mulden und wieder anderes kletterte hier

und dort über einen Abhang. Das Château Saint-Louis aus grauem Stein mit steilen Mansardendächern lag am allerobersten Rand der Klippe und blickte über den Strom; jedoch Kirche und Kloster der Rekollektenbrüder dicht daneben sanken dagegen abwärts, als wollten sie hinunterpurzeln. Zur Landseite hin lag an einem tiefen, gutgeschützten Fleckchen der Konvent der Ursulinen ... Noch tiefer, der Kathedrale gegenüber, erhob sich das wuchtige Stift der Jesuiten. Unmittelbar hinter der Kathedrale schoss die Klippe wieder steil empor und bildete einen vorspringenden Felssporn; dort, zwischen Himmel und Erde, ragte das Seminar des alten Bischofs Laval³ hoch in die blaue Luft hinein. Unterhalb fiel der Felsen wie bei einer Wendeltreppe in einer Reihe von Terrassen ab; auf einer der Terrassen lag der neue Palast des neuen Bischofs, die Gärten auf einer weiteren darunter.

Nicht ein einziges Gebäude auf dem ganzen Felsen befand sich mit einem anderen auf gleicher Höhe – und zweihundert Fuß tiefer lag die Unterstadt, die sich auf dem schmalen Schwemmland zwischen dem Flussufer und der senkrechten Klippenwand zusammendrängte. Die Unterstadt lag so unmittelbar unter der Oberstadt, dass man auf der Terrasse des Château Saint-Louis

stehen und einen Stein in die engen Gassen hätte hinunterwerfen können.

Die schweren grauen Gebäude, Klöster und Kirchen mit ihren steilen Giebeln und Mansarden, den Turmspitzen und Schieferdächern waren im Großen und Ganzen im Stil der Normannischen Gotik gebaut. Männer aus dem Norden Frankreichs, die keine andere Bauweise kannten, hatten sie errichtet. Die Ansiedlung erweckte den Eindruck, als sei sie aus einer der rauen Städte in der Normandie oder der Bretagne herausgebrochen und hierher versetzt. Sie war tatsächlich der primitive Beginn eines «Neu-Frankreichs», eines Saint-Malo oder Rouen oder Dieppe, das sich hier im ewig wechselnden nördlichen Licht verankert hatte. Ihr zu Füßen, in einem Bogen um ihre Fundamente, flutete der mächtige Sankt-Lorenz-Strom nordwärts der veilchenfarbenen Kontur des Laurentischen Massivs zu, dem drohenden Kap Tourmente entgegen, das düster vor dem hellen Blau des Oktoberhimmels aufstieg. Die Ile d'Orléans, weit in der Mitte des Stromes, glich einer hügeligen Landkarte, die in Falten mit Dünen, Feldern und Weideland über den kahlen Baumwipfeln lag.

Auf dem jenseitigen Flussufer, gerade gegenüber dem stolzen Felsen von Quebec, ragte der

schwarze Tannenwald bis nahe an den Rand des Wassers, und im Westen, hinter der Stadt, erstreckten sich die Wälder, kein Mensch wusste wie weit. Es war die stumme, unbekannte Welt des Pflanzenreichs, ein nicht auf Karten verzeichneter Kontinent, halb erstickt unter einem Gewirr ineinander verschlungener lebender, toter und halb abgestorbener Bäume, die mit den Wurzeln in Sumpf und Moor steckten und sich gegenseitig in langsamem, jahrhundertewährendem Kampf zu Tode würgten. Dieser Wald bedeutete Erstickung und Vernichtung; ein Europäer wurde dort schnell von dem Schweigen und den endlosen Entfernungen, von Morast und schwarzem Schlamm und den darin brütenden Schwärmen stechender Insekten verschluckt. Der einzige Fluchtweg war der Fluss. Der Fluss war das einzige Wesen, das lebte, sich bewegte, glitzerte und sich veränderte – eine Straße, auf der Menschen reisen konnten, Sonne und frische Luft genießen, sich frei fühlen, auf Mitmenschen stoßen und das offene Meer ... ja, sogar die Welt erreichen konnten!

Denn schließlich war die Welt noch da, dachte Auclair, als er den Wasserweg entlangblickte, auf dem die «Bonne Espérance» erst vor einer Stunde davongesegelt war. Er hatte nicht das Zeug zu einem Siedler, und er wusste es. Er war ein

schlanker, ziemlich zarter Mann von etwa fünfzig Jahren, ein wenig gebeugt, ein wenig grau, mit kurzem Spitzbart und heller Haut, die an Wangen und Ohren eine leichte Röte aufwies. Seine blauen Augen blickten warm und teilnehmend, sogar wenn er in Gedanken war – oft war ein leuchtender Glanz in ihnen, als ob seine Gedanken Bilder wären. Abgesehen von dem lebhaften und forschenden Geist in seinem Blick war alles an ihm bescheiden und voller Zurückhaltung. Er war bestimmt kein Mann der Tat, kein Indianerjäger oder Entdecker. Erstaunlich an seinem Leben war einzig dies, dass er dieses nicht dort zu Ende lebte, wo sein Vater und Großvater das ihre gelebt hatten – in einem kleinen Apothekergewölbe am Quai des Célestins.

Schließlich kehrte der Apotheker dem Strom den Rücken zu. Er blickte zur Sonne auf, um die Tageszeit abzuschätzen, als er einen Soldaten entlang des unebenen Wegs zur Schanze über den grasbewachsenen Abhang heraufkommen sah.

Der Soldat salutierte und rief ihm zu: «Mir war so, als hätte ich Sie erkannt, Monsieur Euclide. Der Gouverneur bittet um Ihren Besuch und hat einen Mann in Ihr Geschäft hinuntergeschickt, um Sie holen zu lassen.»

Auclair dankte ihm für seine Mühe und ging

mit ihm den Berg hinunter zum Château. Der Gouverneur war sein Schutzherr, Graf von Frontenac⁴, in dessen Diensten er nach Kanada gekommen war.

II

Erst spät am Nachmittag verließ Auclair das Schloss und begab sich auf den Heimweg: durch den Garten der Rekollektenbrüder, vorbei am neuen Bischofspalast und hinunter zu seinem eigenen Haus. Er wohnte in der steilen, gewundenen Berggasse, und es war die einzige Durchfahrt, die Ober- und Unterstadt miteinander verband. Die Unterstadt drängte sich auf dem Streifen Schwemmland am Fuß der Klippe, die Oberstadt thronte auf ihrem Gipfel. Die Felswand hinunter führte nur dieser Pfad, der vermutlich nichts als ein Bachbett gewesen war, als Champlain⁵ und seine Leute ihn einst erklommen hatten, um auf dem Kamm des kahlen Felsens das französische Lilienbanner anzubringen. Das Bachbett war jetzt zu einer steilen, steinigen Gasse geworden, mit Läden auf der einen und den Stützmauern des bischöflichen Palastes auf der anderen Seite. Aus zwei Gründen lebte Auclair dort: um stets bei der Hand zu sein, wenn

Graf Frontenac ihn schnell ins Schloss bestellte, und weil seine Dienste, wenn er an dieser gewundenen, die zwei Hälften Quebecs verbindenden Stiege wohnte, den Bürgern beider Stadtteile gleichermaßen zugänglich waren.

Als der Apotheker durch die Tür trat, fand er den vorderen, von einer Kerze erhellten Raum seines Geschäfts leer. In der Wohnstube dahinter, die durch eine Trennwand aus Schränken und Regalen von dem Geschäft abgegrenzt war, brannte ein Feuer im Kamin, und der runde Esstisch war schon mit einem weißen Tischtuch gedeckt, darauf silberne Leuchter, Gläser und zwei blitzende Karaffen, eine mit rotem und eine andere mit weißem Wein.

Hinter der Wohnstube war eine kleine Küche mit niedriger Decke; sie war aus Stein gemauert, obwohl das Haus selbst im frühesten Quebec-Stil aus Holz gebaut war – doppelte Wände, in deren Zwischenräumen Sägemehl und Asche gefüllt waren, was einen fast vier Fuß dicken Schutz gegen die Winterkälte abgab. Aus dieser Steinküche wehten dem Apotheker zwei liebevolle Willkommensgrüße entgegen: der kräftige Duft gebratenen Geflügels und eine singende Kinderstimme. Als er die schwere Holztür hinter sich ins Schloss zog, rief die Stimme: «Sind Sie's, Papa?»

Seine Tochter lief ihm aus der Küche entgegen – ein Mädchen von etwa zwölf Jahren, das langsam groß zu werden begann, in einem kurzen Rock und einer Matrosenbluse steckte und das braune Haar kurzgeschnitten wie ein Junge trug.

Auclair bückte sich und küsste sie auf die rote Wange. «*Pas de clients?*»⁶, fragte er.

«*Mais oui! Beaucoup de clients.*»⁷ Aber alle wollten ganz einfache Sachen haben. Ich fand es sehr leicht und habe alles notiert. Aber weshalb sind Sie so lange fortgeblieben? Ist Monsieur le Comte krank?»

«Nicht gerade krank, doch hatte er unangenehme Nachrichten aus Montreal.»

«Bitte ziehen Sie sich jetzt den anderen Rock an, Papa, und zünden Sie die Kerzen an. Ich hab Angst wegen des Brathuhns. Mère Laflamme hat mir durchaus einen Hahn verkaufen wollen, aber ich habe ihr gesagt, mein Vater sei mit einem Hahn bisher immer unzufrieden gewesen.»

Die Augen der Tochter waren von der gleichen Form wie die des Vaters, doch viel dunkler, von sehr dunklem Blau, ja, beinahe Schwarz, wenn sie sich aufregte, wie eben jetzt wegen des Bratens. Ihre Mutter war vor zwei Jahren gestorben, und sie führte ihrem Vater den Haushalt.

Anders als es bei seinen Nachbarn Sitte war, nahm Monsieur Auclair seine Hauptmahlzeit im Winter um sechs und im Sommer um sieben Uhr ein, nachdem er sein Tagewerk beendet hatte, so wie er es von Paris her gewohnt war – obwohl auch dort fast jeder mittags warm speiste. Er zog jetzt die Vorhänge vor seinen beiden Schaufenstern zu, ein Zeichen für seine Nachbarn, dass er nicht gestört werden wollte, es sei denn für einen dringenden Fall. Nachdem er in seinen Hausrock geschlüpft war, zündete er die Kerzen an und trug die schwere Suppenterrine für seine Tochter ins Zimmer.

Sie aßen die Suppe in respektvollem Schweigen; beide waren ein wenig müde. Während die Tochter den Braten holte, goss Auclair ein Glas Rotwein für sie und ein Glas Weißwein für sich selbst ein.

«Papa», sagte sie, während er das Fleisch zerlegte, «wann können unsere Briefe allerfrühestens bei Tante Clothilde und Tante Blanche eintreffen?»

Auclair überlegte. In jedem Herbst stellten sich die Siedler die gleiche Frage und rechneten es immer wieder von neuem aus. «Nun, wenn die *«Bonne Espérance»* gute Fahrt macht, kann sie in sechs Wochen in La Rochelle sein. Natürlich

haben es manche Schiffe schon in fünf Wochen geschafft. Doch sagen wir einmal sechs Wochen. Dann müssen wir, wenn die Landstraßen in schlechtem Zustand sind, was im Dezember meistens der Fall ist, noch eine Woche bis Paris rechnen.»

«Und wenn sie keine gute Fahrt macht?»

«Oh, wer weiß das schon? Doch wenn sie nicht in sehr schwere Stürme geraten sollte, könnte sie in zwei Monaten dort sein. Bei diesem Westwind, auf den man sich immer verlassen kann, kommt sie sehr schnell aus dem Fluss und durch den Golf, und das ist oft die langwierigste Strecke der Überfahrt. Als wir mit dem Grafen aus Frankreich herüberkamen, brauchten wir einen Monat von Percé bis Quebec. Doch nur deshalb, weil uns eben der Herbstwind entgegenwehte, der jetzt die *«Bonne Espérance»* schnell aufs offene Meer treiben wird.»

«Aber die Tanten werden unsere Briefe sicher um Neujahr herum erhalten, und dann wissen sie endlich, wie sehr ich mich über die Baskenmütze und die Strickjacken gefreut habe, und dass wir es kaum abwarten können, bis die Kiste oben aufgemacht werden darf. Ich kann mich ein wenig an Tante Blanche erinnern, weil sie jung und hübsch war und immer mit mir spielte. Jetzt

wird sie wohl nicht mehr jung sein, es ist ja schon acht Jahre her.»

«Nicht gerade jung, aber fröhlich ist sie immer noch. Und sie ist ordentlich verheiratet und hat drei Kinder, die ihr viel Freude machen!»

«Ja, drei kleine Cousins und Cousinen, die ich noch nie gesehen habe, und dabei ist eine der Cousinen nach mir benannt! Cécile, André, Rachel!» Sie sagte die Namen leise vor sich hin. Diese drei Kinder waren fast wie Spielgefährten für sie: Ihre Mutter schrieb so ausführliche Briefe, dass Cécile sie mit all ihren Eigenarten und Schwächen und Tugenden genau zu kennen glaubte. Ihre Cousine Cécile war sieben Jahre alt, sehr fleißig, *bien sérieuse*⁸, wurde bereits auf die Einsegnung vorbereitet; doch wollte sie nur Süßigkeiten und stark gewürzte Speisen essen. André war fünf Jahre alt; er war ehrlich und mutig, knabberte aber an seinen Fingernägeln. Rachel war das Baby, und als sie das letzte Mal von ihr hörten, war sie gerade mitten im Zahnen.

Cécile hätte lieber bei Tante Blanche und ihren Kindern gelebt, wenn sie nach Frankreich zurückkehrte; aber auf Wunsch ihrer Mutter war sie Tante Clothilde bestimmt, die seit langem schon Witwe mit einem beträchtlichem Vermögen war und sich für die Erziehung junger Mäd-

chen interessierte. An das Gesicht dieser Tante konnte Cécile sich nicht gut erinnern, obwohl ihre Gestalt ihr klar vor Augen stand – immer im Gegenlicht, eine gedrungene, kleine und schwere, wenn auch nicht ausgesprochen dicke Frau – ziemlich klobig, wie ein ungeheures Möbel aus Eichenholz; fast immer in Schwarz, Witwenschwarz, das noch nach Farbstoff roch, mit goldenen Ringen an den Fingern und einem weißen Taschentuch in der Hand. Cécile konnte auch ihren Kopf vor sich sehen, den die Tante auf ihrem kurzen Hals sehr aufrecht trug, etwa wie ein General oder Staatsmann, der sich porträtieren lassen will; doch das Gesicht selbst war ein leerer Fleck, als stünde die Tante in der Tür, hinter sich blendenden Sonnenschein. Cécile versuchte gerade wieder, sich das Gesicht ins Gedächtnis zu rufen, als ihr Vater sie dabei unterbrach.

«Was gibt es heute zum Nachtmisch, mein Kind?»

«Vom Rahmkäse haben wir noch, den Sie gestern vom Markt mitgebracht haben, und dann Kompott, einerlei, auf welches Sie Appetit haben, Pflaumen oder Walderdbeeren oder Stachelbeeren.»

«Oh, Stachelbeeren, auf jeden Fall, heute nach dem Huhn!»

«Ach, Papa, Stachelbeeren möchten Sie nach fast jedem Gericht. Zum Glück können wir so viel Zucker vom Grafen bekommen, wie wir nur wollen. Unsere Nachbarn können sich's nicht leisten, Kompott einzumachen, da der Zucker so teuer ist. Und Stachelbeeren brauchen am allermeisten.»

«Das Aroma der Stachelbeeren ist besonders köstlich. Sie haben etwas Herbes, das einem guttut. Zu Hause sind die Stachelbeeren viel größer und zarter, aber diesen herben Geschmack habe ich allmählich lieben gelernt.»

«*En France nous avons tous les légumes, jusqu'aux dattes*»⁹, sagte Cécile. Sie hatte noch nie eine Dattel gesehen, aber sie hatte den Satz auswendig gelernt, als sie noch zu den Ursulinen in die Schule ging.

Gleich nach dem Abendessen begab sich der Apotheker in sein Ladenlokal, um die Eintragungen ins Hauptbuch vorzunehmen, während seine Tochter das Geschirr mit dem restlichen heißen Wasser aus dem Eisenkessel abwusch, der auf dem Herd über einem jetzt zu Glut zusammengesunkenen Birkenholzfeuer summt. Sie hatte kaum mit ihrer Arbeit begonnen, als sie ein leises Kratzen am Küchenfenster hörte. Durch die kleinen Glasscheiben blickte ein Gesicht – ein